

Belinda Benna

Every Step I Take

Roman

Copyright © 2019 Belinda Benna

Alle Rechte vorbehalten.

Buch

„Angst kann ein verdammt schlechter Ratgeber sein“, sagt er eindringlich und nimmt seine Hand von meinem Unterarm. Dort wo sie gerade noch lag, ist es plötzlich so kalt, als könnte ich mich selbst nicht wärmen. Es ist nur ein kleines Stück Haut, aber genau von dieser Stelle aus wandert jetzt eine Sehnsucht durch meinen Körper und nistet sich schließlich in meinem Magen ein.

Mit gerade mal Anfang Dreißig steht die erfolgreiche Anwältin Sarah unmittelbar vor ihrem nächsten Karrieresprung. Nur noch ein einziger gewonnener Fall trennt sie von ihrem Ziel, Partnerin in einer der renommiertesten Anwaltskanzleien Wiens zu werden. Alles könnte großartig sein, wäre Sarah nicht abgelenkt. Wiederkehrende Alpträume lassen sie nachts nicht schlafen und schwere Sorgen rauben ihr tagsüber die letzte Energie. Hilflos muss sie zusehen, wie ihr glanzvolles Leben und ihre Liebe zu Partner Tom Stück für Stück auseinanderzubrechen drohen, bis Sarah auf jemanden trifft, der ihr dabei hilft, Antworten auf die entscheidenden Fragen des Lebens zu finden. Wer bin ich? Wohin gehe ich? Und mit wem?

Eine Geschichte über die Liebe und den Mut, neue Wege zu gehen.

Autor

Belinda Benna, geboren 1985 in Wien. Bücher und kreatives Arbeiten begleiten sie schon seit der Kindheit. Jetzt schreibt sie selbst Romane über die Liebe und das Leben, lässt ihre Figuren erkennen, wohin ihr Herz sie führt und über sich hinauswachsen, um ihre Ziele zu erreichen. Ihr Debütroman *Every step I take* erscheint im April 2020.

1

Krankenhäuser machen mich nervös. Das war schon immer so, und heute ist es nicht anders. Meine Instinkte befahlen mir zu fliehen, trotzdem betrete ich die Klinik und versuche mir dabei vorzustellen, sie wäre ein Luxushotel. Auf den ersten Blick kann ich tatsächlich keinen großen Unterschied ausmachen. Der Eingangsbereich ist klar und nüchtern, geschmackvoll und edel. Ein künstlicher Orangenduft schlägt mir entgegen und legt sich sofort auf meinem Gaumen. Dennoch kommt er nicht gegen den strengen Geruch des Desinfektionsmittels an, der mir viel zu schnell meine Illusion raubt.

Meine Knie wollen nachgeben, aber das erlaube ich nicht.

Ich habe keine Wahl. Also zwingen mich, mit großen Schritten zum eleganten Empfangstresen zu marschieren. Der energische Klang meiner Stöckelschuhe auf dem Marmorboden zieht sofort die Aufmerksamkeit der Empfangsdame auf sich. Sie richtet sich auf und späht neugierig über ihren Empfangstresen.

Schnell vergrabe ich die Hände in den Hosentaschen. Niemand darf sehen, wie sehr sie zittern.

„Sarah Wagner, ich habe einen Termin um neunzehn Uhr.“ Meine Stimme schwankt, aber ich habe sie im Griff.

„Natürlich, Frau Wagner.“ Die Freundlichkeit in ihrer Stimme klingt aufgesetzt, ihre Bewegungen sind mechanisch.

Ich kann ihr nicht in die Augen sehen, will ihr meine Panik nicht zeigen und noch weniger meine Zweifel. Zum Glück senkt sie jetzt ihren Kopf und durchsucht den Kalender auf ihrer Schreibtischunterlage nach meinem Namen. Mein Blick verfolgt den Weg ihrer perfekt manikürten Fingernägel. Sehr stilvoll, genauso wie diese Klinik.

„Hier haben wir Sie schon. Bitte nehmen Sie Platz, Sie werden sofort aufgerufen.“ Sie malt einen Haken neben meinem Termin und sieht erneut zu mir hoch. Ihr Lächeln erinnert mich an Zahnpasta Werbung, ihre Hochsteckfrisur an den Opernball. Mit einer vornehmen Handbewegung weist sie mir den Weg ins Wartezimmer und nickt mir aufmunternd zu. Sie kennt den Grund, warum ich hier bin und trotzdem behandelt sie mich, als würde mich schon viel zu bald nichts weiter als eine harmlose Massage erwarten.

Ich bedanke mich, schließlich ist es wichtig höflich zu sein, ganz egal ob einem gerade danach ist. Das behauptet zumindest meine Mutter und wenn es jemand weiß, dann sie. Eigentlich müsste ich jetzt losgehen, aber schon wieder will mir mein Körper nicht gehorchen. Stocksteif und festbetoniert wie eine Statue, stehe ich immer noch am Empfang. Hier kann ich keinesfalls bleiben.

Kampf oder Flucht, was soll ich tun?

Ich beiße mir auf die Lippen, diese Wahl habe ich nicht und es ist an der Zeit, das endlich zu begreifen. Für mich gibt es nur einen Weg und der führt mich ins Wartezimmer. Kaum bin ich dort angekommen, überfällt mich das Gefühl, als wäre ich in einen Hochglanzkatalog gelandet, dem die Farben abhandengekommen sind. Nur das Grau, das Schwarz und das Weiß sind geblieben.

Die grafitfarbenen Stühle stehen so perfekt aneinander gereiht, als hätte sie jemand mit der Wasserwaage ausgerichtet. Der Glastisch in der Mitte hat weder Kratzer

noch angeschlagene Kanten. Darauf steht nichts weiter als eine Schale, aus der eine Orchidee wächst. Das Grün ihrer Blätter ist dunkel und die Blüten scheinen nicht einen einzigen Makel zu haben. Ich schlendere dicht an ihnen vorbei, nur um zu erkennen, dass sie nicht lebendig sind.

Lautlos gleite ich auf einen der Stühle und lasse meinen Blick zu der Glasfront wandern, hinter der schlagartig alles bunt wird. Die letzten Sonnenstrahlen des Tages tauchen den Park auf der anderen Seite in ein weiches Licht. Wäre ich dort draußen, würde ich mich an den Stamm der Trauerweide lehnen, die Vögel singen hören und beim Betrachten des Blütenmeers meine Angst vergessen.

Aber ich bin hier drinnen, mit kaltem Schweiß auf meinem Rücken und Knochen, die sich anfühlen, als wären sie so zerbrechlich wie Porzellan.

Auf der Suche nach Stabilität überkreuze ich meine Beine, mein Stuhl gibt ein peinliches Quietschen von sich. Obwohl es nicht besonders laut ist, übertönt es für einen Moment jedes andere Geräusch. Gleich danach ist alles wieder still, nur das Rascheln von Zeitungen und das Klacken der Computertastaturen am Empfang sind zu hören. Betreten senke ich den Blick und lasse meine Schuhe über den Boden gleiten. Er glänzt im beinahe waagrecht einfallenden Sonnenlicht. Gebrauchsspuren suche ich auch jetzt vergeblich, obwohl ich weiß, wo sie sein müssten. Hier, zwischen der Sitzgruppe für die Patienten und den Schiebetüren aus Milchglas dort drüben, hinter denen sich die Behandlungsräume befinden. Sie gleiten lautlos auf und zu, verschlucken einen Menschen nach dem anderen und verbergen dabei elegant, was immer hinter ihnen passiert.

Ob es dort auch noch das Schwarz und das Grau oder nur noch das Weiß gibt?

Die Wahrheit ist, ich muss die Räume nicht sehen um zu wissen, dass es dort nur ebenso kalt sein kann wie hier. Durch die ganze Klinik zieht sich diese kühle Atmosphäre, wie

Nebel an einem Novembertag. Sie empfängt ihre Besucher mit noblem Frost, lässt ihre Gesichter gefrieren und ihre Körper erstarren. Die Menschen hier passen sich dem Bild nahtlos an, genauso wie ich selbst. Wir alle sind farblos, bestehen nur aus Schwarz, Grau und Weiß. Als hätten wir das Rot und das Grün verloren, als wären wir ohne Leidenschaft und ohne Hoffnung.

Wie schafft es mein Herz trotzdem noch mit einer Wucht zu schlagen, die ich bis zu meinen Ohren spüre?

Ich kann nur hoffen, dass das außer mir niemand bemerkt. Und solange ich dem Drang, meine Hände an dem anthrazitfarbenen Hosenanzug zu trocknen widerstehen kann, wird das auch so bleiben. Mein Gesichtsausdruck verrät mich nicht. Dazu ist er nicht fähig, denn lange genug habe ich ihn trainiert wie einen Zirkushund. Er folgt meinen Kommandos und heute befehle ich ihm, stark zu sein. Mein Kinn hebt sich gerade weit genug um nicht überheblich zu wirken, meine Mundwinkel ziehen sich nach oben. Nur ein kleines bisschen. Es soll kein Lächeln sein, sondern so aussehen, als ob mit mir alles in Ordnung wäre.

Mehr ist nicht notwendig, den Rest erledigt das Make-up. Es verheimlicht, wie blass mich meine Angst werden lässt und überdeckt die dunklen Schatten, die die Alpträume unter meinen Augen hinterlassen haben. Genauso wie hunderte von Sommersprossen, die sich jetzt im Frühsommer besonders auffällig auf meinen Wangen tummeln. Sie passen nicht zu mir, machen mich jung und naiv. Beides will ich nicht sein, ganz egal wo ich bin, und am wenigsten hier, im Wartezimmer dieser Klinik.

Egal, wie sehr ich mich bemühe, heute scheint mir nichts zu gelingen. Schon wieder drohen meine Gefühle in meinem Gesicht sichtbar zu werden. Das gezwungene Lächeln entgleitet mir, meine Augen werden wässrig feucht. Ich kann nicht anders und streiche mir zur Beruhigung die Haare am Oberkopf glatt. Meine Frisur sitzt perfekt. Ich trage sie jeden

Tag, kann mir den Dutt sogar im Schlaf binden, wenn es sein muss. Dabei darf kein einziges meiner rotblonden Haare aus der Reihe tanzen, alle meine Locken müssen sauber geglättet und hochgesteckt werden. Ich ertaste eine lose Strähne, stecke sie sorgfältig nach hinten und prüfe den Sitz meiner Ohrringe. Sie haben meiner Großmutter gehört und sind ebenso altmodisch wie sie. Für mich sind sie ideal. Nicht weil sie mich an Oma erinnern, sondern weil sie meinem Aussehen mindestens fünf Jahre zusätzliche Lebenserfahrung verschaffen.

Man könnte denken, ich wäre Anfang Vierzig, obwohl ich gerade erst Dreißig geworden bin. Mir ist das nur recht. Schließlich lebe ich davon, anderen etwas vorzutäuschen. Und es hilft mir auch jetzt, genau in diesem Moment, in dem die Angst unaufhaltsam in mir hochkriecht.

Sie hat hier nichts verloren.

Ich schlucke sie mit aller Gewalt hinunter. Noch einmal, und noch ein weiteres Mal. Immer wieder kommt sie zurück an die Oberfläche wie ein Luftballon, den man nur solange unter Wasser drücken kann, wie die Kraft dafür reicht.

Langsam löse ich meine Beine voneinander und lasse meine Handflächen unauffällig über den weichen Stoff der Hose zu meinen Knien gleiten. Dort verschränke ich meine Finger, die unaufhörlich zittern, wenn sie ohne Halt sind. Auf meinen Handrücken zeichnen sich blaue Adern ab. Sie müssten angeschwollen sein, wo doch mein Blut wie ein Wildbach durch meinen Körper rauscht. Aber sie sehen aus wie sonst auch, glatt und viel zu mager. Meine Finger erinnern mich an die einer Hexe, nur die zartrosa manikürten Fingernägel wollen nicht dazu passen. Ich kann sie nicht stillhalten, also drücke ich die Nägel in meine Haut, so fest bis es weh tut. Es ist ein Schmerz, den ich gerne spüre. Er schafft es zumindest für einen Moment, den anderen zu übertrumpfen und ich fühle mich sicher genug, um meine Augen wieder aufzuschlagen.

Trotzdem sehe ich mich nicht um, die anderen Frauen im Wartezimmer beachte ich nicht. Viel zu groß ist die Gefahr, dabei einen runden Bauch zu entdecken. Nichts könnte mich so aus der Bahn werfen, wie nur eine einzige Schwangere zu beobachten, die ihre Hand schützend auf ihren gewölbten Körper legt. Mit dieser Art von Zärtlichkeit, die es auf dieser Welt kein zweites Mal gibt. Der Anblick würde meine Angst verschwinden lassen und einem Gefühl Platz machen, das ich noch viel weniger gebrauchen kann. Ich spüre es schon seit Tagen tief in mir. Es überfällt mich im Schlaf, genau dann, wenn ich so wehrlos und verletzlich bin, wie der winzig kleine Mensch in meinem Bauch.

Ein Schuldgefühl, das alles übertrifft, was ich bisher erlebt habe.

Mein Baby muss heute sterben, weil niemand es haben will. Ich lasse es entfernen, als wäre es nichts weiter als ein hässliches Muttermal mitten auf meiner Stirn.

2

Die Karriere geht vor sagen meine Eltern, und natürlich haben sie damit recht. Ich habe zu hart gearbeitet, um so kurz vor dem Ziel aufzugeben. Nicht jeder schafft es, Partner in einer renommierten Anwaltskanzlei zu werden und für mich ist dieser Moment zum Greifen nah. Alles, was mir noch fehlt, ist dieser eine Fall. Ich kann ihn für mich entscheiden, darf mich nur nicht ablenken lassen. Von niemanden. Schon gar nicht von dem Kind.

Die Szenen meines Durchbruchs laufen wie ein Film durch meine Gedanken. Alle meine Kollegen heben ihre Champagnergläser, um mir zu gratulieren. Ich höre den Applaus, der nur mir gilt, lächle und feiere so ausgelassen wie noch nie zuvor. Aber nichts kommt gegen das wohlige Gefühl an, das sich in meinem Bauch ausbreitet, wenn ich mir die Reaktion meiner Familie vorstelle. Allen voran die herzliche Umarmung meines Vaters, so fest, dass ich kaum noch Luft bekomme.

„Ich bin unglaublich stolz auf dich“, flüstert er mir ins Ohr, mein Herz macht einen Sprung. Ihm so nahe zu sein fühlt sich an, als würde ich nach einer langen Reise nach Hause kommen.

Neben ihm steht meine Mutter. Endlich sehe ich wieder das Strahlen in ihren Augen, erfüllt mit Anerkennung und

Liebe. „Meine Tochter“, sagt sie mit erstickter Stimme, „das ist meine Tochter.“ Weiter kommt sie nicht, weil ihr alle anderen Worte fehlen. Sie blinzelt heftig, ihre Mundwinkel zittern. Überschwänglich küsst sie meine Wangen und streicht mir liebevoll übers Haar.

Dann ist da noch Tom. Er drückt mich mit einer noch nie dagewesenen Leidenschaft an sich und freut sich so sehr für mich, als wäre er selbst befördert worden. Die Falten auf seiner Stirn sind verschwunden. Er kann mich wieder ansehen, so zärtlich wie er es früher getan hat.

Ich werde alles haben, wonach ich mich mein Leben lang sehnte.

Dass ich dafür heute mehr als nur mein eigenes Leben opfern muss, will ein Teil von mir noch immer nicht verstehen. Er nennt mich eine selbstsüchtige Mörderin und zeigt mir Nacht für Nacht in grellen Bildern, wie mein Kind qualvoll stirbt. Tagsüber greift er sich mein Herz und presst es mit Gewalt zusammen, damit es genauso endet. Ich bekomme kaum noch Luft, wenn ich mir vorstelle, wie mich dieses Schuldgefühl für den Rest meines Lebens verfolgt. Werde ich jemals aufhören mich zu fragen, ob die Augen meines Kindes genauso moosgrün wären wie meine? Ob es meine viel zu dünnen Beine oder Toms aristokratische Nase haben würde? Wie sich sein Lachen anhört, wie seine Tränen schmecken und welchen Duft seine Stirn verströmt, während es träumt?

Könnte ich doch bloß den Arzt hinter der Milchglastür um eine Ultraschalluntersuchung bitten. Er wäre in der Lage, mir ein Bild von meinem Baby zu zeigen und mich seinen Herzschlag hören zu lassen. Endlich dürfte auch ich meine Hand auf meinen Bauch legen, ohne mich darum zu sorgen, ob mich jemand dabei beobachtet. Ich würde wie jede andere Schwangere sein. Voll Freude und Liebe, mit rosa gefärbten Wangen und glänzenden Augen.

Doch nur solange, bis mir bewusst wird, dass ich dafür mein ganzes Leben weggeworfen habe. Dann, wenn die Lippen meiner Mutter nur noch zwei dünne Striche sind, zusammengepresst und kalt. Und Tom mir nicht mehr ins Gesicht sehen kann, ohne seine Augenbrauen zusammen zu ziehen, so wie er es tut wenn er nicht mehr weiter weiß.

Meine Schwangerschaft brachte ihn ins Wanken. Ich erinnere mich noch an seinen Gesichtsausdruck, als ich es ihm endlich erzählen konnte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er mich an. Sein Kinn hing so tief, als wäre sein Kiefer aus der Verankerung gesprungen.

„Wow, das nenne ich mal eine Überraschung“, sagt er beinahe tonlos. Sein Gesicht nimmt augenblicklich die Farbe der Küchenmöbel an, die uns umgeben. Ein Creme Ton, blass wie ein Nebelschleier.

„Das war es auch für mich.“ Ich nicke heftig. Für einen kurzen Moment beiße ich mir auf die Lippen. Eine einzige Frage dominiert meine Gedanken, ich muss sie stellen. Jetzt. „Was denkst du darüber?“

Er schüttelt den Kopf, verschränkt die Arme vor der Brust und lehnt sich auf seinem Stuhl nach hinten. „Ich weiß es nicht. Das kommt so plötzlich.“ Ratlos sieht er mich an.

Obwohl ich das Warten kaum aushalten kann, gebe ich ihm die Zeit, die er zum Nachzudenken braucht. „Denk in aller Ruhe darüber nach, ich warte im Wohnzimmer.“ Ich überlasse ihm die Küche, damit er ungestört ist.

Es dauert nicht lange, bis er mir ins Wohnzimmer folgt. „Sarah, ähm“ Unbeholfen fährt er sich mit seiner Hand durch sein kurz geschnittenes, braunes Haar.

Erst als ich ihn dazu auffordere, setzt er sich zu mir auf das Sofa. Dabei lässt er so viel Abstand zwischen uns, dass ich ihn nicht berühren kann. Warum tut er das?

Jetzt sieht er mir fest in die Augen, seine Hände wandern über seine Oberschenkel, als könnte er sie nicht stillhalten. „Es ist gerade ein wirklich schlechter Zeitpunkt für ein Kind,

findest du nicht auch? Meine Dienstreisen, deine Partnerschaft. Wir beide stecken mitten in unseren Karrieren und können uns keine Ablenkungen leisten, verstehst du?“ Seine Stimme ist eindringlich, sein Blick lässt keine Zweifel offen.

Natürlich würde ein Baby unser Leben auf den Kopf stellen. Aber seinen Ansichten fehlt es genauso an Gefühl, wie der Einrichtung dieser Klinik. Sie sind gut kalkuliert und zweifellos richtig. Mein Verstand stimmt ihm zu, alles andere rebelliert. Es ist egal, wie vernünftig es ist, weil es am Ende trotzdem niemals richtig sein kann.

Jetzt kommt die Empfangsdame auf mich zu. Sie fixiert mich mit ihrem Blick. Es ist soweit.

„Frau Wagner?“ Wie höflich ihre Stimme klingt, so harmlos und leicht.

Ich atme tief ein, dann stehe ich auf. Meine Beine zittern. Mein Herz rast. Mein Magen verknotet sich.

„Behandlungsraum drei, bitte.“ Sie deutet auf die Türe auf der anderen Seite des Wartezimmers und lächelt mich an, so künstlich wie zuvor. Aber ihre Augen verraten mir, dass sie nicht gutheißt, was ich vorhabe.

Das tue ich doch auch nicht und am liebsten würde ich es ihr genauso sagen.

Aber ich bleibe stumm, rücke meinen Blazer zurecht und streiche meine Bluse glatt. Mechanisch wie eine Puppe setze ich einen Fuß vor den anderen. Hinter der Glasfront ringen die letzten Sonnenstrahlen mit der Dunkelheit der beginnenden Nacht. Sie werden den Kampf verlieren, dennoch tauchen sie den Himmel am Horizont mit all ihrer Energie in blutrotes Licht. Als würden sie nicht aufgeben wollen, egal wie ausweglos ihre Situation erscheint.

Ich wünschte, ich hätte denselben Mut und dieselbe Kraft. Dann könnte auch ich noch kämpfen, genau in diesem

Moment, in dem sich die Schiebetüren langsam vor mir öffnen.

Dahinter ist tatsächlich alles nur noch weiß. Das Rot am Horizont verschwindet, und reißt mein letztes bisschen Kraft mit sich in die Dunkelheit.

Ich kann es nicht tun. Mein Baby muss leben!

„Frau Wagner. Bitte, kommen Sie nur herein.“ Ich höre die Stimme des Arztes dumpf wie durch Watte, sein Gesicht ist nur eine verzerrte Fratze. Instinktiv lege ich die Hand auf meinen Bauch und plötzlich ist mir ganz egal, wer mich so sehen kann.

Mein Baby gehört zu mir!

Vehement schüttele ich den Kopf. Ich werde nicht zulassen, dass meinem Baby etwas passiert. Ich weiß, es ist richtig. Und ich bete, dass trotzdem alles gut wird.

Ohne ein weiteres Wort mache ich auf der Stelle kehrt und laufe los, will nur noch weg aus diesem Wartezimmer, raus aus der Klinik. Die schicke Einrichtung verschwimmt hinter den Tränen in meinen Augenwinkeln. Ich taumle hinaus, lehne mich an das steinerne Geländer und atme stoßweise aus.

Die Dunkelheit der Nacht hüllt mich ein. Dennoch fühlt es sich an, als hätte ich all das Schwarz und das Grau hinter mir zurück gelassen.

3

„Kostet dreißig Euro, bitte“. Der Taxifahrer macht das kleine Licht über uns an und dreht sich zu mir um.

Ich senke meinen Blick, tue so, als müsste ich in der Handtasche nach meinem Geldbeutel suchen. Er soll den wässrigen Glanz nicht sehen, der sich mit solchem Druck in meinen Augen ausbreitet, dass ich ihn kaum am Überlaufen hindern kann. Ich blinzele ihn weg und spüre, wie sich ein Tropfen in meinen Wimpern verfängt. Habe ich es wirklich getan? Ohne darüber nachzudenken, was das bedeuten könnte? Eine altbekannte Angst lauert hinter meiner Erleichterung und droht mich zu überfallen.

Ich drücke dem Mann einen Fünfziger in die Hand, murmle ein leises Dankeschön und öffne die Türe. Die milde Mainacht schlägt mir entgegen und trocknet meine Augenwinkel. Wiens Luft besteht nur aus Abgasen und dem Gestank von Müll, aber gerade deshalb nehme ich einen tiefen Atemzug. Das Gemisch durchströmt meinen Körper, und meine Aufmerksamkeit folgt ihm bis in die Lunge. Ich wünschte, sie würde dort bleiben. Für immer.

„Schönen Abend noch.“ Mit einem zufriedenen Lächeln steckt er das Geld in seine Tasche und dreht sich wieder nach vorne.

„Ihnen auch“, sage ich ohne meine Augenlider aufzuschlagen und sehe zu, dass ich von ihm weg komme. Sobald ich den Türgriff loslasse, zittern meine Finger stärker als an einem frostigen Wintermorgen. Ich verstecke sie in meinen Hosentaschen und lasse meinen Blick entlang der Mauer des Wohnhauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite nach oben gleiten. Das diffuse Licht der Stadt erhellt sie gerade genug, sodass ich die Ornamente über den Fenstern erkennen kann. Sie erinnern an den ruhigen Wellengang des Meeres an einem unbeschwerten Tag. Dort wo sie ihren Schwung verlieren, enden sie in filigranen Blüten geformt aus dunklem Stein. Die ganze Vorderseite ist mit dem zierlichen Schmuck überzogen, bis dort oben, wo die Jahrhunderte alte Mauer auf die Dunkelheit der Nacht trifft. Der Himmel über mir ist schwarz, die Sterne verstecken sich hinter einem Schleier aus dunkelgrauen Wolken. Sie weigern sich, für mich zu leuchten, und ich kann verstehen warum.

Durch die Vorhänge der bodentiefen Fenster im letzten Stockwerk dringt gelbliches Licht. Tom ist zu Hause. Er wartet auf mich, fragt sich sicher, wo ich so lange bleibe. Ich habe ihm nicht erzählt, dass es heute passieren wird, damit wir beide so tun können, als ob nie etwas geschehen wäre. Die Schuldgefühle und die Trauer hätten alleine mir gehört. Toms Gedanken wären ungetrübt, sein Herz leicht und seine Schultern ohne Ballast geblieben. Und nichts anderes wünsche ich mir für ihn.

Wie er wohl reagieren wird, wenn er erfährt, was gerade nicht geschehen ist?

Früher oder später, da bin ich sicher, wird er glücklich sein, unser Kind aufwachsen zu sehen. Hinter meinen Sorgen huscht ein freudiger Schauer über meinen Rücken. Ich bekomme ein Baby, und endlich darf ich es auch lieben.

Bis dahin ist noch viel zu tun und Tom die Wahrheit zu sagen ist meine erste Aufgabe. Ich nehme meine Schultern zurück und richte meinen Rücken gerade. Dann gehe ich los,

ohne mich noch einmal umzusehen. Meine Schritte hallen durch die enge Gasse, brechen sich an der Häuserfront und verlieren sich in der Geräuschkulisse der Stadt. Je näher ich dem hölzernen Flügeltor unseres Wohnhauses komme, desto besser kann ich die Bewegung meiner Beine kontrollieren. Nur meine Finger tun immer noch was sie wollen, können den Schlüssel kaum halten, und ihn noch viel weniger ins Schloss stecken. Ich probiere es nochmal, treffe die kleine Öffnung aber schon wieder nicht.

Alles wird gut, Sarah. Es gibt absolut keinen Grund, nervös zu sein.

Mit einem tiefen Atemzug beiße ich die Zähne zusammen, fasse den Schlüssel mit beiden Händen und stütze mich mit meinen Ellbogen ab. Ich treffe das Schlüsselloch auf Anhieb. Für einen Moment bin ich seltsam euphorisch, fühle mich als hätte ich einen Krieg gewonnen, obwohl mir die nächste Schlacht doch unmittelbar bevorsteht.

Der leicht feuchte Geruch des Innenhofs schlägt mir entgegen. Während das Eingangstor mit einem leisen Klicken hinter mir ins Schloss fällt, öffnen sich die Türen des Fahrstuhls. Aus dem Lautsprecher dringt dieselbe unbeschwerte Walzermusik wie sonst auch. Sie passt nicht zu der Fratze, die mich aus dem Spiegel auf der anderen Seite anstarrt. Meine Augen sehen aus, als würden sie Blut statt Tränen weinen, wenn ich es nur zulassen würde.

Auf keinen Fall darf mich Tom so sehen.

Ich entferne den verlaufenen Lidstrich, überdecke das Grau mit einer dicken Schicht Makeup und tropfe meine Augen ein. Die klare Flüssigkeit macht meine Verwandlung perfekt. Das Rot verschwindet und räumt das Feld für ein unschuldiges Weiß. Ich nehme meine Schultern zurück und sehe im Spiegel die Sarah, die ich Tom zeigen kann. Der Ausdruck in meinen Augen ist starr, aber meine Gesichtsfarbe ist einwandfrei und an meiner Haltung gibt es nichts auszusetzen. Ich bin wie ein Zauberer, gefangen in

seiner eigenen Illusion. Meine Gefühlswelt ist so chaotisch wie nie zuvor, trotzdem sehe ich aus als könnte mich nichts auf dieser Welt erschüttern.

Der Fahrstuhl hält im letzten Stock und öffnet lautlos seine Türen. Endlich kann ich die aufgesetzt fröhliche Walzermusik hinter mir lassen und in die Stille unserer Wohnung eintauchen. Ich schlüpfte aus meinen Schuhen und taste mich bis zum Garderobenschrank vor. Ohne die Absätze kann ich den Boden überall unter meinen Füßen spüren. Das Gefühl gibt mir Halt, sogar mehr als ich mir erhofft habe. Also bleibe ich noch, sammle Energie und atme die Luft, die mir das Gefühl von Heimat geben müsste.

Das Licht aus der geöffneten Flügeltür der Küche malt helle Streifen in die Finsternis des Flurs. Vorsichtig trete ich auf das dunkle Holzparkett, das sich mit seinem Fischgrätenmuster durch die ganze Wohnung zieht. Er knarzt bei jedem Schritt, an manchen Stellen furchtbar laut, an anderen nur leise.

Je näher ich komme, desto deutlicher kann ich erkennen, was in der Küche gerade passiert. Es riecht nach Lasagne, eine Gabel kratzt auf Porzellan. Für einen Moment ist es still, dann wird ein Weinglas auf der Marmoroberfläche unserer Küchentheke abgestellt. Noch bevor ich an der Küchentür ankomme, setzt das leise Klicken einer Tastatur ein, wenn auch nur für ein paar Sekunden. Ein letzter Schritt, dann taucht Tom vor meinen Augen auf. Er sitzt auf einem der Hocker an der Kücheninsel und sieht dabei aus, als hätte er es sich mitten in einer exklusiven Möbelausstellung bequem gemacht. Mit einem Seufzen rauft er sich die Haare am Oberkopf. Jetzt lässt er seine Hände in den Nacken wandern und hält ihn fest, als bräuchte er zum Denken etwas Stütze. Er trägt einen nachtblauen Anzug, nur das Jackett hat er abgelegt. Die Ärmel des Hemdes sind hochgekrempt, die dunklen Haare auf seinen Unterarmen sehen aus wie frisiert. Sie liegen ganz glatt in Reih und Glied, und werden zum

Handgelenk hin immer feiner. Dort, wo er die goldene Rolex trägt, ist kein einziges mehr zu sehen. Ich liebe seine schmalen Finger, die er jetzt in einer eleganten Bewegung zurück auf die Tastatur legt. Er ist so vertieft in seine Arbeit, dass ihm gar nicht auffällt, wie ich mich hinter ihm an den Türrahmen lehne, auf der Suche nach ein wenig Halt.

Ich werde es ihm erzählen. Jetzt.

„Hey“, sage ich und versuche dabei fröhlich zu klingen. Ich trete von hinten an ihn heran, berühre seine Schulter und küsse seine Wange. Seine Haut ist glatt und salzig.

„Hallo Liebling.“ Wie so oft spricht er mit mir, ohne von seinem Bildschirm aufzusehen. „War noch viel zu tun?“ Er legt seine Hand auf meine und streichelt mit seinen Fingerspitzen zärtlich über meinen Handrücken.

Gleich muss ich ihm die Wahrheit sagen und ich weiß nicht, wie er reagieren wird. Schließlich ist es auch sein Baby, aber die endgültige Entscheidung habe ich heute ganz alleine getroffen. Ich wende mich von ihm ab, schlendere zum Kühlschranks und schnappe mir eine Flasche Mineralwasser.

„Ich hatte noch einen Termin“, sage ich mit fester Stimme und setze schnell die Flasche an meinen Mund, um Zeit für weitere Erklärungen zu gewinnen.

Tatsächlich ist das Theater aber gar nicht notwendig, Tom tippt ohnehin schon wieder etwas in seinem Laptop. Er sieht aus, als würde er seine schmalen Finger über den Tasten eines Klaviers gleiten lassen. Aber ich höre immer nur denselben Ton, als würde er ein Lied ganz ohne Melodie spielen.

„Mhm, verstehe.“ Mehr sagt er nicht und plötzlich weiß ich nicht mehr, ob ich erleichtert oder enttäuscht sein soll.

Ich sehe, wie versunken er in seine Arbeit ist. Etwas bereitet ihm Sorgen, die Falte auf seiner Stirn ist heute besonders tief. Seine wunderbar warmen, braunen Augen werden fast vollständig von seinen Lidern und den schwungvoll geformten Wimpern verdeckt. Sie sind wie weiche Fächer, wunderschön und wahnsinnig elegant, wenn

sie sich bewegen. Eigentlich passen sie nicht zu seinem sonst so kantigen Gesicht, das gerade viel zu angespannt wirkt. Er presst seine Lippen aufeinander, als würden sich in seiner Kehle Worte formen, die seinen Mund nicht verlassen dürfen. Stattdessen räuspert er sich nur und tippt energisch weiter.

„Hattest du Erfolg?“, fragt er plötzlich mit fester Stimme in die Stille, die mich umgibt wie ein Vakuum, das sonst nicht viel zulässt.

Statt einer Antwort taucht die Erinnerung in meinem Kopf auf. Wieder sehe ich den Arzt vor mir, mit den sympathischen Lachfalten rund um seine Augen und dem grau melierten Bart. Erneut spüre ich diese Panik und flüchte noch einmal vor dem, was der Meinung meiner Familie nach unausweichlich ist. Wie soll ich Tom am besten sagen, dass er nun doch Vater wird?

„Ich bin nicht sicher, ob man es einen Erfolg nennen kann.“ Meine Stimme schwankt ein wenig. Trotz der Entfernung zwischen uns, bemerkt es Tom sofort. Er löst seinen Blick vom Bildschirm, sieht mich direkt an.

Ich erkenne die Frage in seinen Augen und schüttele den Kopf, damit ich nichts mehr dazu sagen muss. Meine Hände umklammern die Wasserflasche, meine Knie laufen Gefahr nachzugeben. Dennoch bleibe ich stark, lasse mir nichts anmerken und straffe meine Schultern. So stehen wir einander gegenüber, überlassen für einen Moment der Stille kampflös den so endlos erscheinenden Raum zwischen uns.

„Der Termin war heute? Warum hast du nichts gesagt?“ Tom klingt besorgt und liebevoll, aber seine Augen sehen mich beinahe misstrauisch an. Er steht von seinem Barhocker auf, dann zögert er. Ich kann seine Unsicherheit bis hier her spüren. Er benimmt sich, als wäre ich ein wildes Tier, dessen Stimmung man erst ausloten muss, bevor man sich ihm gefahrlos nähern kann.

Ich will ihn nicht leiden lassen, das hat er nicht verdient.

„Es ist überraschend etwas frei geworden, also wollte ich es gleich heute hinter mich bringen.“ Ich bin erstaunt, wie leicht mir diese Lüge über die Lippen geht. Manchmal ist es so eben einfacher und an dem was geschehen ist, ändert es ohnehin nichts. „Aber als ich dann ...“, ich schlucke und sehe ihn hilfeschend an.

„Natürlich, ich verstehe“, fällt mir Tom ins Wort. Seine Muskeln entspannen sich. Er lächelt und irgendwie sieht er zufrieden aus, so wie er dort immer noch regungslos steht. Beinahe glücklich.

Gott sei Dank!

Tom weiß Bescheid, meine Anspannung lässt nach, alles ist gut. Ich schenke ihm ein dankbares Lächeln. Jetzt brauche ich nur ein wenig Ruhe, damit die Einzelteile meiner Welt wieder zurück an ihren Platz finden.

„Es war ein langer Tag. Ich will nur noch heiß duschen und gleich danach ins Bett fallen.“ Mit einem ausgiebigen Gähnen knete mir den Nacken.

Der letzte Funken von Toms Unsicherheit verglüht, er kommt auf mich zu und nimmt mich in den Arm. Seine Wärme hüllt mich ein, ich rieche den Duft seiner Haut. Genau dort, wo meine Nase seinen Hals berührt ist er am intensivsten, holzig und herb. Ob das wohl der Geruch von Heimat ist?

„Ruh dich aus. Ich muss noch ein wenig arbeiten, komme aber nach sobald ich kann“, sagt er liebevoll und küsst meine Stirn. „Träum schön“.

„Natürlich.“

Schöne Träume hatte ich schon lange nicht mehr, besonders nicht nachts. Aber es ist besser, wenn er das nicht weiß. Außerdem wird sich das jetzt wieder ändern. Ich sehe zu ihm hoch, seine Augen erinnern mich an ein Kaminfeuer, knisternd und warm. Auf Zehenspitzen rücke ich näher an ihn heran und schmiege mich an seine breite Brust. Einen Atemzug später küssen wir einander, so sehnsuchtsvoll und

leidenschaftlich wie früher. Als würden unsere Herzen im selben Takt schlagen, als wären wir nicht zwei Menschen, sondern nur ein einziger.

Plus ein winzig kleiner, gemacht aus uns beiden.

Vielleicht ist mein Lächeln müde, aber es ist echt. Ein letztes Mal streichle ich über seine glatt rasierte Wange, dann verlasse ich die Küche. Mit Beinen so schwer, als hätte ich soeben einen Marathon beendet.

Erst als ich das Badezimmer betrete und die Türe hinter mir schließe, bin zum ersten Mal seit meiner Flucht aus der Klinik ganz für mich allein. Nach und nach begreife ich, was in den letzten Stunden geschehen ist. Die Anspannung fällt endgültig von mir ab, meine Schultern werden schwach, mein Kinn senkt sich. All die kleinen Muskeln in meinem Gesicht haben mir lange genug gehorcht, ich gebe sie frei, obwohl ich weiß, was gleich geschehen wird.

Meine Augen füllen sich mit Tränen der Erleichterung, ganz langsam, bis ich nichts mehr sehen kann. Ich will sie nicht mehr zurück halten, schließe meine Lider, und lasse zu, dass die salzigen Tropfen warm über meine Wangen laufen. Sie streicheln fast zärtlich über meinen Hals und versickern im Kragen meiner Bluse. Dabei sind sie ganz leise, so als hätten sie keine Worte für das was sie sagen wollen. Sie passen sich der Stille der Wohnung an, und ich mache es genauso. Kein Laut ist von mir zu hören, während ich zu Boden gleite, weil meine Beine mein Gewicht nicht mehr tragen können. Die Fußbodenheizung unter den cremefarbenen Steinfliesen wärmt meinen Körper, aber gegen das Zittern kann auch sie nichts ausrichten.

Mein Baby lebt.

Das ist alles, woran ich denken kann. Und nichts anderes zählt. Durch meinen Tränenschleier sehe ich das Badezimmer in einer Perspektive, in der nichts mehr zusammenpassen will. Es wirkt auf eine schon fast bizarre Art verzerrt, als wäre es in einem Spiegelkabinett gefangen.

Ich versuche zu begreifen warum, aber Toms tiefe Stimme lenkt mich ab.

Seine Worte dringen dumpf durch die massive Holztür, trotzdem kann ich verstehen, was er sagt. Er begrüßt jemanden, entschuldigt sich für die späte Störung, lacht aufgesetzt. Dann bekommt seine Stimme einen verschwörerischen Unterton. Er flüstert beinahe, dennoch kann ich mir aus dem, was ich verstehe, zusammenreimen worum es geht.

Er telefoniert mit meiner Mutter Monika. Jedes Mal, wenn er ihren Namen sagt, zieht er das „o“ besonders lang, und das tut er auffällig oft. Diesen aufgesetzt freundschaftlichen Umgang muss ein Vertriebsmanager, neben der Kunst, sein Gegenüber zu täuschen, wohl einfach beherrschen. Beides kann Tom perfekt, aber meine Mutter muss er nicht manipulieren, die beiden sind sich ohnehin immer einig.

Jetzt fallen die Worte „heute“ und „erledigt“, dann ein erleichtertes Lachen. Ich strenge mich an um zu hören, was dem Lachen folgt.

„Monika, der Albtraum ist endlich vorbei!“ Seine Stimme klingt so unfassbar glücklich.

Mir stockt der Atem. Das Baby in meinem Bauch, unser Baby, ist für ihn nichts weiter als ein Albtraum?

Er hat nichts verstanden.

Und ich anscheinend genauso wenig.

Meine Mutter hat zumindest nie ein Geheimnis daraus gemacht. Sofort drängt sich die Erinnerung an unser Gespräch in meine Gedanken, macht mein Herz schwer und meinen Magen hart, als wäre er aus Stein.

Mitten in einem Nobelcafé im Zentrum Wiens, zwischen hübschen Blümchen und Kellnern im Frack, schleuderte sie mir vor wenigen Wochen ihre Meinung an den Kopf. Als wäre sie eine Maschine, ohne Gefühl und ohne Erbarmen.

„Es muss weg“, sagt sie in aller Deutlichkeit und fixiert mich mit ihren eisblauen Augen.

Es ist bestimmt nicht ihre Schuld, aber durch die Farbe ihrer Augen wirkt sie von Natur aus gefühllos. Und wenn sie etwas unbedingt will, kann sie alles gefrieren lassen. Schon als Kind konnte ich diesen Blick nicht ertragen und habe alles getan, damit er schnell wieder verschwindet. Jetzt sitzt sie mir gegenüber wie ein ganzer Eisberg im winterlichen Polarmeer und nippt an ihrem Kaffee, als wäre sie die Königin von Österreich.

Ich muss schlucken, weiß nicht, was ich antworten soll. Unbeholfen fummle ich an der gehäkelten Spitze der cremeweißen Tischdecke herum. „Aber ...“

Sofort fällt sie mir ins Wort. „Es gibt kein aber, verstanden?“ Sie presst ihre Handflächen auf den Tisch und lehnt sich gefährlich nah zu mir herüber. „Dein Vater und ich haben hart dafür gearbeitet, dich bis hierher zu bringen. Sei jetzt bloß nicht undankbar, Sarah!“ Sie spricht ganz leise, trotzdem kann ich sie vor dem Hintergrundgemurmel der anderen Gäste überdeutlich hören.

Ich weiß, wenn ich nicht zustimme, wird sie mit ihrer Kälte meine ganze Welt gefrieren lassen. Sie wird mich mit Ignoranz und Schweigen dafür bestrafen, dass es mir an Perfektion fehlt. So wie damals, als ich mir als sechsjährige selbst die Haare schnitt, obwohl sie es mir verboten hatte. Es war, als würde ich für sie nicht mehr existieren, solange, bis meine Haarspitzen wieder meine Schultern berührten. Was wird sie wohl tun, wenn ich das Baby meiner Karriere vorziehe?

„Ich ...“, beginne ich nochmals, kann aber nicht weitersprechen. Nicht, wenn sie so aussieht wie jetzt. Sie verschränkt ihre Arme vor der Brust und presst ihre Lippen so fest aufeinander, dass sie ihre Farbe verlieren.

Trotzdem ändert es nichts an der Tatsache, dass ich dieses Baby liebe. Das ist es, was ich ihr eigentlich sagen will, denn das ist die Wahrheit.

Stattdessen senke ich meinen Blick und nicke zaghaft. Das ist es doch, was sie von mir erwartet. In dem auf Hochglanz polierten Silberlöffel neben meiner Kaffeetasse kann ich mich selbst sehen. Ich sehe genauso erschöpft aus, wie ich mich fühle. Selbst wenn ich noch könnte, ich will nicht gegen sie kämpfen, weil ich doch weiß, dass ich niemals gewinnen kann. Als wäre das nicht schon genug, drängen sich jetzt auch noch Tränen mit so viel Druck aus meinen Augenwinkeln, dass ich sie kaum zurückhalten kann.

„Also bitte, rei dich zusammen. Was sollen die Leute denken?“ Sie zischt wie eine Schlange und ich fühle mich sofort wie das wehrlose Kaninchen, das in ihr unbarmherziges Visier geraten ist. Natürlich, die anderen. Das ist alles, was für sie zählt.

Schon wieder lacht Tom auf der anderen Seite der Türe laut auf. Er klingt fröhlich, so als würden die beiden jetzt auch noch Witze machen.

Auf einmal verstehe ich die Zusammenhänge, sehe sie vor mir, wie die Lösung eines Rätsels.

Tom hat meine Mutter vorgeschickt, um die Drecksarbeit für ihn zu erledigen. Damit war es für ihn gar nicht erst notwendig, mir das Baby auszureden. Unser gemeinsames Kind, das er nicht haben wollte. Zu keinem Zeitpunkt. Als ich ihm von der Schwangerschaft erzählte reagierte er ausweichend, elegant schlängelte er sich durch das Gespräch wie eine Mamba durch unwegsames Gelände. Dann rollte er sich auf einem sonnengewärmten Fels zusammen und beobachtete entspannt, wie meine Mutter den Weg für ihn ebnete.

Auf einmal zieht das Spiegelkabinett des Badezimmers auch noch die Perspektive meiner Gedanken breit, zeigt mir hässliche Bilder ohne Kanten und Rahmen.

Der Stein in meinem Magen will plötzlich raus. So lange hat er da gelegen und jetzt drängt er sich mit Gewalt meine

Speiseröhre entlang nach oben. Er erreicht meine Kehle, lässt mich würgen, quält sich vor bis in meinen Mund. Ich gebe nach, mit jeder Faser meiner Körpers, und lasse alles raus, bis nichts mehr von mir übrig ist.

Hallo nochmal,

Ich hoffe, die Leseprobe meines Debütromans hat dir gefallen und du bist so richtig neugierig, wie die Geschichte von Sarah weiter geht.

Um das zu erfahren, wirst du dich leider noch ein wenig gedulden müssen. Mein Roman befindet sich gerade im Lektorat und wird voraussichtlich im April 2020 als E-Book (exklusiv bei Amazon) und Taschenbuch (überall, wo es Bücher gibt) erscheinen.

Was ich dir aber schon jetzt verraten kann: Zum Erscheinungstermin werde ich einige Exemplare unter den Abonnenten meines Newsletters verlosen. Also melde dich gleich an (belindabenna.com), um diese Chance nicht zu versäumen. ☺

Zum Abschluss möchte ich dich noch um deine Hilfe bitten:

Wenn dir die Leseprobe gefallen hat, dann erzähl es deiner der ganzen Welt. Jedem, den du kennst, deinen Freunden auf Social Media, sogar der Katze deines Nachbars.

Nichts ist für einen Autor so wichtig und gleichzeitig so schwierig, wie für all jene sichtbar zu werden, die gerne lesen.

Dafür danke ich dir von ganzem Herzen!